Am Scheidewege deutscher Zukunft.

Von Dr. **Paul Rohrbach.***)

Wir haben ein Ziel im Osten, so zukunftsreich, so überwältigend, daß an ihm die Führung der deutschen Politik von selber zur Größe des Verhängnisses für die Aufgabe heranwachsen müßte, die ihr das Schicksal zur Lösung stellt. Damit schließen wir vor zwei Jahren die Ausführungen über Deutschland und Rußland. Heute sollen sie vervollständigt werden durch einen Ausblick in anderer Richtung: Deutschland und der Orient.

Als dieser Krieg begann, da waren die Kohl und das Äußere Gewicht der beiden Hauptgruppen, die sich bei uns im Verständnis der Dinge gegenüberstanden, sehr verschieden. Die überwältigende Mehrzahl, nicht nur in der Masse des Volkes, sondern auch unter den Militärs und den mehr oder weniger berufsmäßigen Politikern, sah vor sich den Zweifrontenkrieg und den Krieg mit England, zur See, auf belgisch-französischem Boden und in den Kolonien. Erst Frankreich zu Boden werfen, dann umkehren und unsere ganze Macht zusammen mit der unseres Bundesgenossen gegen Rußland wenden und gleichzeitig oder später irgendwie mit England abrechnen! An den Kriegsschauplatz im Orient, in Serbien, an den türkischen Meerengen, am Euphrat und am Suezkanal dachte man dabei wie an ein Nebenthealer der Ereignisse, wo sich die Dinge früher oder später von selber regeln würden. Nur eine kleine Minderheit, die außerhalb ihres eigenen Kreises nicht viel beachtet wurde, sagte von vornherein: die Entscheidung des Krieges liegt im Orient.

Heute, nachdem ein Jahr seit dem Ausbruch des Krieges vergangen ist, wird man kaum noch auf Widerspruch stoßen, wenn man behauptet, daß Sieg oder Niederlage Deutschlands wie Oesterreich-Ungarns davon abhängen werden, ob wir gemeinsam die Erhaltung und Kräftigung der Türkei, die Verbindung mit ihr und die freie Bethätigung dortselbst durchsetzen. So gesehen ist die Entscheidung natürlich mehr politisch gemeint, als militärisch. Das kriegerische Ringen an unserer Ost- und Westgrenze wird freilich allein imstande sein, unsere Gegner dazu zu bringen, daß sie uns auch im Orient zugestehen, was wir brauchen. Das Militärische ist aber im höheren Sinne nur eine Abart des Politischen. Politik ist der Oberbegriff, Krieg ist der Unterbegriff; Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln. Das ist an dieser Stelle schon oft gesagt worden, aber es muß immer von neuem gesagt werden. Nur wer diese Wahrheit richtig begreift, ist imstande, einzusehen, was der Orient für uns bedeutet und warum in diesem Kriege die Entscheidung über Gewinn und Verlust — nicht nur für uns, sondern auch für unsere Feinde — im Orient liegt.

Wir haben erlebt, daß wir vom Weltverkehr fast abgeschnitten wurden, und daß unsere Volkswirthschaft doch im Stande blieb, alles zu schaffen, was zur Technik des Krieges erforderlich war. Das kam theils daher, daß wir große Vorräthe hatten und noch haben, theils daher, daß es unserer Industrie gelang, in ebenso ungeahnter wie wirksamer Weise Ersatzmittel zu schaffen. Nach der einen wie nach der andern Seite stehen wir so da, daß der Krieg so lange dauern mag, wie er nach menschlichem Ermessen überhaupt dauern kann — wir werden keine Noth leiden, weder an Nahrung, noch an Waffen, noch an Munition, noch an sonst irgendwelchen zum Kriegführen erforderlichen Dingen. Indem wir das feststellen, sind wir uns aber auf der andern Seite auch darüber klar, daß unser nationales Wirthschaftsleben, was den Verkehr mit der übrigen, nicht kriegführenden Welt betrifft, stark beeinträchtigt ist. Es ist nicht, wie manche meinen, ganz zum Stillstand gekommen, aber es ist auf einen Bruchtheil von dem, was es früher leistete, beschränkt. Wir kaufen und wir verkaufen, wir verbrauchen und wir erzeugen jetzt mit Bezug auf die Weltwirthschaft nur ein Minimum. Wie anders, wenn wir freien Zugang zur Wolle und zur Baumwolle, zum Kupfer und zum Petroleum, zum Getreide, zu den Futtermitteln und Oelen jenseits unserer Grenzen hätten; wenn wir eine beliebig große Einfuhr an diesen Stoffen industriell verarbeiten könnten, statt das was wir haben und trotz aller Schwierigkeiten hereinbekommen, allein für den Kriegszweck zu sparen; wenn wir einen unangreifbaren Absatzmarkt für unsere Industrie behaupten und unser normales Wirthschaftsleben, wenn auch nicht unberührt, so doch noch weniger durch die Abschneidungen der Verbindungen mit der Außenwelt beeinflußt weiterführen könnten!

Nun wohl: im Orient, in Klein-Asien, in Syrien, in Mesopotamien, in Persien, am Balkan ist in Fülle vorhanden, was wir brauchen. In den Tiefen des Taurus liegt eine Fülle von Erzen verschiedenster Art. Im alten Assyrien und Babylonien fließen die Naphtaquellen aus unterirdischen Tiefen hervor, die Reichthümer an flüssigen Kohlenwasserstoffen bergen, ebenso groß oder größer, als die Rußlands und Nordamerikas; von Sumatra, Mexiko, Rumänien, Galizien nicht zu reden. Das fruchtbare Schwemmland Ciciliens, die Ebenen Nordsyriens können Baumwolle erzeugen soviel Deutschland und Oesterreich brauchen. Die alten, jetzt zur Wiederbelebung berufenen Kulturgebiete am mittleren und unteren Euphrat und Tigris sind zugleich für Baumwoll- und Weizenbau in großem Maßstabe berufen. Auf den Hochsteppen Anatoliens, in Mesopotamien und Syrien können die Schafherden weiden, die unsere Wollindustrie braucht. All diese Länder kommen, zumal wenn sie in Zukunft reicher an Einwohnern und Kaufkraft sein werden, als heute, ebenso als Konsumenten für unsere Industrie, wie als Rohstofflieferanten in Betracht. Auch sie erröthet sich ein Zugang auch noch in anderer Weise, zu Kauf und Verkauf. Von ihnen aus sind wir mit Hilfe unserer türkischen Bundesgenossen fähig, unsere heutigen Gegner, England wie Rußland, in Schach zu halten. Eine Eisenbahn von Damaskus nach Kairo würde England, eine solche von Angora nach Erzerum und Tiflis würde Rußland zu wohlthätiger Rücksichnahme nöthigen. Bewahren wir uns unsere Stellung im türkischen Orient, so möchte von dort aus unser Kultureinfluß auf die ganze übrige mohammedanische Welt mit natürlicher Nothwendigkeit.

Was aber geschieht, wenn am Bosporus und an den Dardanellen ein englisch-russisch-französischer Schnitt zwischen uns und dem Orient geführt wird, die Selbständigkeit der Türkei verloren geht, die Länder zwischen den Meerengen und dem Persischen Golf, zwischen Port Said und dem Ararat unter unsere Gegner getheilt werden und wir nie mehr dazu kommen, dort irgendwelchen Einfluß auszuüben? Es ist klar: damit wäre unser Ende in der Weltpolitik, unser Ausscheiden aus der Zahl der Weltvölker gekommen. Das heutige türkische Reich erstreckt sich über Gebiete, deren Bedeutung für die Weltwirthschaft wie für die Weltpolitik in demselben Maße wächst, wie die Länder des mittleren und des fernen Ostens an Wichtigkeit zunehmen. Man rechnet den „nahen" Orient von Belgrad bis Suez, den „mittleren" von Suez bis Singapore, den „fernen" von Singapore bis Yokohama. Rings um den Indischen Ozean und jenseits der Pforte von Singapore, die aus dem Indischen ins Stille Weltmeer führt, wohnen über 900 Millionen Menschen, also mehr als die Hälfte der Bevölkerung der Erde. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst deren Bedeutung für die materielle und die allgemein kulturelle Entwicklung der Menschheit. Die Wege dorthin führen durchs Mittelmeer, den Suezkanal und den Golf von Aden; durch das Donaubecken, über den Balkan, durch Klein-Asien und Mesopotamien; durch Armenien und Persien. Wer von dort ausgeschlossen ist, der ist endgültig aus dem Vorderhaus in das Hinterhaus der Weltgeschichte abgedrängt, und als England mit Rußland und Frankreich im Bunde den Krieg gegen uns begann, als es Italien mit allen Mitteln hineinzog und die Rassen und Farben der Welt gegen uns aufbot, da wußten gerade die führenden Genossen dieses gewaltigen Syndikats zur Ausschaltung Deutschlands aus der Weltpolitik am allerbesten, wo der höchste Lohn des Sieges lag. Wären wir heute unterlegen — England hätte sicher dafür gesorgt, daß wir brauchbar und stark genug blieben, um als sein politischer Hofhund Rußland oder Frankreich an die Beine zu fahren, sobald seine Interessen es erforderten; vom Orient aber hätte es uns auf eine Entfernung ausgeschlossen, über die auch kein Lufthauch östlicher Interessen zu uns getragen worden wäre.

Als die Oesterreicher in Serbien einmarschirten, da lag die orientalische Seite der deutschen Zukunft bei der Mehrheit des deutschen Volks und seiner Führer noch unterhalb des politisch-militärischen Gesichtskreises; jetzt aber ist sie deutlich und allen sichtbar emporgestiegen. Wir wissen jetzt, daß in Flandern, in den Argonnen, in Kurland, bei Warschau und in den Gewässern um die englische Küste, wo unsere Unterseeboote ihr Werk thun, darum gerungen wird, ob Deutschland aus jenem entscheidenden Gebiet, wo immer mehr weltpolitische und weltwirthschaftliche Linien sich kreuzen, wo keines der großen Völker Europas ohne Einfluß bleiben darf, wenn es sich in der Geschichte behaupten will, hinausgedrängt werden kann oder nicht. Daran sehen wir, daß wir wirklich am Scheidewege stehen: hier zum Weltvolk, dort zum Hintersassenthum der Weltvölker. Es wäre gut, wenn wir das nun endlich alle, alle wirklich und nicht nur für heute, sondern auf die Dauer, einsähen. Es giebt kein Gewicht, das den einzelnen wie die Völker noch stärker niederzuziehen imstande ist, als die Unwissenheit es vermag.

Wer soweit mitdenkt, muß aber auch noch ein Stück weiter mitdenken. Zwischen uns und dem Orient liegt Oesterreich-Ungarn, und zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei liegen Serbien, Rumänien und Bulgarien. Um der serbischen Frevelthat willen ist der Krieg entbrannt. Bulgarien scheint uns freundlich gesinnt, aber es wartet zwischen den Mächten, bis es seine Stunde gekommen glaubt. Rumänien, von Rechtswegen durch Verabredungen gehalten, uns Freundschaft zu erweisen, schwankt zwischen der Besorgniß, auf die falsche Seite zu treten und der Hoffnung auf Beute. Was es unter diesen Verhältnissen thun konnte, um uns zu schaden, das hat es gethan. Wenn der Tag des Sieges gekommen ist, so werden sich auch die Mittel und die Wege finden, um diese balkanische Welt in feste Ordnung zu bringen. Vorher aber müssen wir uns darüber klar sein, daß wir mit Oesterreich-Ungarn durch den Krieg in eine noch stärkere und dauerhaftere Verbindung treten müssen als bisher. Wir haben Beide gesehen, daß wir nur hart aneinander geschlossen im Stande sind, die Gegner zu bestehen, die uns niederschlagen wollen. Nichts wäre kurzsichtiger, als zu übersehen, daß Oesterreich-Ungarn wie der Genosse des Krieges, so nach dem Kriege auch der Genosse unseres Bundesverhältnisses zur Türkei und unserer wirthschaftlichen, technischen und geistigen, auf den Bestand und die Stärkung des türkischen Staates gerichteten Kulturarbeit über den ganzen Orient hin werden muß. Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Türkei bilden den durch die Natur und die Geschichte bestimmten Dreibund des 20. Jahrhunderts, und sie werden bereit sein, auch die staatlichen Zwischenglieder am Balkan, die klug genug sind, ihre wahren Interessen zu erkennen, als freie und gleichberechtigte Mitglieder der Genossenschaft aufzunehmen. Man spricht und beräth jetzt viel über das zukünftige deutsch-österreichisch-ungarische Wirthschaftsbündnis, und man debattirt darüber, ob es zolltechnisch und ökonomisch möglich, wünschenswerth und für beide Theile vortheilhaft sei. Ueber die Einzelheiten des Abkommens mögen sich die dazu Berufenen den Kopf zerbrechen; das Abkommen selbst steht für uns so vollständig außer Frage, wie nur denkbar. Die beiden Großstaaten in Zentraleuropa sind politisch so absolut auf eine enge Gemeinschaft angewiesen, und es ist darüber hinaus so vollkommen klar, daß sie gemeinsam zur Verfolgung ihrer die Türkei stützenden und entwickelnden Orientinteressen berufen sind, daß ein ganzes Stück politischen Krämersinnes dazu gehört, um über die Grundzüge des Wirthschaftsbündnisses zu feilschen oder gar die Einigung selbst als fraglich zu behandeln.

*) Aus der Zeitschrift „Das größere Deutschland.

Ein Gespräch mit General von Moltke.

Amerikanische Munitionslieferungen und der U-Boot-Krieg.

Von **Col. Edwin Emerson.**

Die Washington Post brachte jüngst einer interessanten Unterredung mit Feldmarschall v. Moltke über die Munitionsangelegenheit aus der Feder des bekannten amerikanischen Militärschriftstellers Oberst Emerson. Seiner englischen Wiedergabe dieser Unterredung entnehmen wir folgendes:

Als Antwort auf meine direkte Frage: „Wie lange mag der Krieg noch dauern?" hielt General v. Moltke zuerst tief Athem, warf dann einen langen versteckten Blick auf die sonnigen grünen Anlagen des Königsplatzes unter uns. Seine sinnenden Augen schienen auf den blutigen Schlachtfeldern und Gräbern von der Maas bis zur Weichsel entlang zu eilen. Dann wandte er den Kopf und sagte, indem er mir direkt in die Augen sah, mit scharfer Betonung: „Das kommt darauf an, wie lange Ihr Amerikaner fortfahren werdet, Waffen zu liefern, Munition und Kriegsmaterial für unsere Feinde. Ohne diese würden unsere Armeen bereits den Krieg im Osten beendet haben. Wie es augenblicklich steht, dient die beständige weitere Beihülfe an Munition für unsere Feinde nur dazu, das Blutbad in die Länge zu ziehen."

„Deutschland ist in der Lage eines Fechters, der, während ihm zwei gute Freunde beistehen, sich selbst mit seinem Schwert einen Kreis von 8 Feinden vom Leibe zu halten hat, die alle darauf versessen sind, ihn ins Herz zu treffen. Nun geschieht es jedesmal, daß, wenn es unserem Kämpen gelingt, einen seiner Feinde, der ihn am meisten bedrängt, zu entwaffnen, indem er ihm das Schwert aus der Hand schlägt, ein sogenannter neutraler Beistand von hinten aufspringt, und dem geschlagenen Feinde eine neue Waffe in die Hand drückt."

„Sicherlich warf ich dann ein, theilen Sie nicht den Glauben einzelner Ihrer Landsleute, daß die amerikanischen Munitions- und Kriegslieferungen für Ihre Feinde von unseren Regierungsarsenals unterstützt werden?"

„Nein, sicherlich nicht. Ich weiß wohl, daß dies das Werk von amerikanischen Privatkonzernsist. Aber unser Volk ist erstens überrascht, daß so viele Ihrer Landsleute gewillt sein sollten, wegen materieller Vortheile einen so unneutralen Handel gegen uns zu unternehmen und zweitens, daß Ihre Regierung, die in ihrer Note vom 10. Juni mit Recht hervorhebt, daß die Grundsätze der Menschlichkeit höher stehen, als bloße Eigenthumsrechte oder Handelsvortheile, keine prompten Maßnahmen ergreifen sollte, um dem ein Ende zu machen. Verstehen Sie mich recht, ich will hier durchaus nicht die juristische Seite der Frage erörtern. Ich will lediglich versuchen, die Empfindungen des deutschen Volkes Ihrem Verständniß näher zu bringen. Das Volksempfinden wird nicht von spitzfindigen juristischen Erwägungen geleitet, sondern von einfachen und gesunden Instinkten. Das deutsche Volk sieht, daß Amerika Millionen von Waffen und Geschossen an unsere Feinde liefert, in dem Augenblick, in dem Deutschland seinen härtesten Kampf um seine Existenz bestehen muß und sich gegen die größte Koalition wehrt, die die Welt je gesehen hat. Es sieht, daß die Regierung in Washington keine Schritte ergreift, um diesen Handel, an dem doch nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Amerikanern verdient, zu verhindern. Kann man sich da wundern, wenn die öffentliche Meinung in Deutschland verallgemeinert und glaubt, daß alle Amerikaner dächten: „Let the Germans go to hell, but let's make hay while the sun shines„?

Noch einmal warf ich ein: „Unsere Regierung und unsere Munitionsfabriken zu Hause betrachten den Außenhandel von Munition nicht unneutraler oder ungesetzlicher, als einen Munitionshandel Ihrer Krupp- oder Mauserfabriken. Haben Sie nicht auch Fabriken, die Waffen und Munition frei an jeden Kunden, der kaufen möchte, verkaufen würden? Genau so würden einige unserer amerikanischen Kriegsmaterial-Fabriken, die augenblicklich ihr Erzeugniß Ihren Feinden verkaufen, zweifellos gleichfalls bereit sein, an Deutschland und seine Verbündeten zu verkaufen, wenn die deutsche Flotte das Meer für deutschen Handel offen halten könnte, wie es augenblicklich für den Handel Großbritanniens und seiner Verbündeten der Fall ist.

„Wir wollen keine vorausgesetzten Absichten diskutiren, sondern reine Thatsachen" — antwortete der General. — „Thatsache ist, daß andere neutrale Mächte, wie Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Schweiz und Spanien, ihre Neutralität beweisen, indem sie keine Waffen oder Munition an irgend eine Seite in diesem Krieg verkaufen. Eine andere Thatsache ist, daß wir Deutschen während dieses Krieges keine Hülfe in Kriegsmaterial oder fremder Munition erhalten haben. Die Leistungsfähigkeit unserer Fabriken ermöglicht uns, auf eigenen Füßen zu stehen. Es ist ein großer Unterschied, ob man Waffen in Friedenszeiten ans Ausland verkauft, oder ob man Waffen an gegenwärtig Kriegführende liefert, die gegen die eigenen Freunde kämpfen. Im gewöhnlichen Leben ist es einem besagten Büchsenmacher nicht nur erlaubt, Waffen über seinen Ladentisch hinweg an alle gesetzlichen Kunden zu verkaufen, sondern es wird von ihm auch erwartet; aber es wird den ihm nicht erwartet, daß er aus seinem Laden herausrennt während eines Straßentumultes und dem einem der Kämpfenden geladene Pistolen in die Hand drückt, ganz gleich, welche Freundschaft er für ihn empfunden mag.

Unsere Krupp- und Mauserwerke haben während des Friedens Waffen an die ganze Welt verkauft, ebenso haben es aber doch die Creusot-Werke in Frankreich, die Armstrongs-Werke in England, oder die Winchester und Remington Compagnien in Amerika gethan. Dagegen ist im Frieden nichts zu erinnern, anders aber wird die Sache während eines Krieges.

Hier findet dasselbe internationale Prinzip Anwendung, das seinerzeit durch Ihre Alabama Angelegenheit gegen England festgelegt wurde, betreffend die Ausrüstung oder den Verkauf von Kriegsschiffen an Kriegsführende mitten im Kriege.

Während Ihrer verschiedenen nordamerikanischen Kriege hat Ihr Volk sich niemals über Waffen- oder Munitionslieferungen unsererseits Ihren Feinden gegenüber zu beklagen gehabt. Spanien z. B. erwarb lange vor dem Ausbruch des Krieges mit den Vereinigten Staaten ungehindert Mausergewehre von den deutschen Fabriken. Aber von dem Moment an, wo der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ausbrach, und unsere Neutralität erklärt war, verhinderte unsere Regierung jeden weiteren Export von Waffen nach Spanien, Cuba, Porto Rico, oder den Philippinen. Ihr früherer Gesandter bei uns, Dr. Andrew D. White, der während dieses Krieges hier Dienst that, kann diese Thatsachen bezeugen."

„Was für eine Erklärung gibt es" — fragte ich — „für die deutschen Waffensendungen nach Mexiko im vergangenen Jahre, als unsere Landungskorps Vera Cruz besetzten?" — „Dafür habe ich eine sehr einfache Erklärung" — antwortete General von Moltke — „erstens waren dies keine deutschen Waffen, sondern Waffen, die in Amerika erworben waren, und nur auf einem deutschen Handelsschiff befördert wurden. Zweitens war Mexiko nicht im Kriege mit den Vereinigten Staaten begriffen, sodaß es dem Dampfer freigestellt war, seine Ladung dem gesetzlichen Empfänger abzuliefern, was schließlich geschah, ohne daß ein offizieller Protest seitens der Vereinigten Staaten vorlag. Würde Ihre Regierung zu dieser Zeit den Krieg an Mexiko erklärt haben, und hätte Ihre Flotte eine formelle Blockade errichtet, so würden unsere deutschen Handelsschiffe dem ohne Zweifel Rechnung getragen haben. Zur selben Zeit würde unsere Regierung zweifellos ihre Neutralität erklärt haben, und hätte unsere Munitionsexporteure angewiesen, unsere Neutralität dadurch zu respektiren, daß sie sich jeder Lieferung von Waffen an eine von beiden Seiten in einem solchen Konflikt enthielten.

Die einstigen Einführungen von Waffen nach Mexiko waren, wie wir aus den Berichten unseres Militärattachés in Mexiko entnehmen, solche von amerikanischen Waffen, ausgenommen während der Zwischenperioden, als die amerikanische Regierung ein Ausfuhrverbot von weiteren amerikanischen Waffen nach Mexiko erließ. Die Thatsache, daß Ihre Regierung solche Ausfuhrverbote erließ und durchsetzte, beweist, daß Ihre Regierung imstande ist, einem Privatexport von Waffen durch Ihre Mitbürger Einhalt zu thun, ebenso wie in früheren Zeiten, wo von früheren amerikanischen Präsidenten Ausfuhrverbote von Munition nach England und Frankreich, während diese Nationen sich in Krieg befanden, erlassen und durchgesetzt wurden.

Um auf die allgemeine Thatsache von Waffenexport in Friedenszeiten zurückzukommen, eine Thatsache, der sich manche Leute entgegenstellen, so muß man in Betracht ziehen, daß große Werke, wie Krupp in Essen, Skoda in Pilsen, Schneider in Creusot oder Armstrong in England, weder ihr hohes Maß von moderner Leistungsfähigkeit erreichen, noch unterhalten könnten, wenn sie nicht durch neue Aufträge in mehr oder weniger ständiger Weiterentwicklung gehalten würden. Deswegen billigt unsere Regierung den Außenhandel unserer privaten Waffen- und Munitionsfabriken in Friedenszeiten, wie es der Fall war bei großen früheren Verkäufen durch Krupp an Rußland, Belgien und Italien, obgleich ihre Erzeugnisse an Staaten verkauft wurden, die möglicherweise einmal unsere Feinde werden konnten.

Es versteht sich von selbst, daß unsere Armee in Friedenszeiten keinen so starken Verbrauch an Munition hat, daß unsere Munitionsfabriken dadurch eine Leistungsfähigkeit hätten erhalten können, wie sie der Kriegsbedarf fordert und die nun glücklicherweise erreicht worden ist.

Wir waren also in derselben Lage wie unsere Gegner, der Unterschied liegt nur darin, daß wir gezwungen waren, uns selbst zu helfen, eine Riesenaufgabe, die unsere Heeresverwaltung in Gemeinschaft mit der deutschen Industrie in glänzender Weise gelöst hat, während für unsere Feinde deren Leistungsfähigkeit verlangt, die amerikanische Industrie einspringen und ihnen über die Schwierigkeiten hinweghilft.

Es ist richtig, daß niemand eine Ahnung von dem riesigen Munitionsbedarf hatte, der durch einen Kampf, wie der gegenwärtige Weltkrieg es ist, entstehen würde. Der Verbrauch an Munition während solcher furchtbaren allgemeinen Kampfe, wie sie während des Frühjahrs und Sommers in Galizien, Polen und an unserer Westfront ausgefochten worden sind, hat bei weitem alles Dagewesene, was unsere Militärbehörden hatten voraussehen können.

Ich enthülle kein Geheimniß, wenn ich Ihnen sage, daß unsere Armee in den Anfangstagen des Krieges wegen des starken Munitionsverbrauchs wiederholt in gewisse Schwierigkeiten kam. Die Thatsache, daß wir imstande waren, allen gegenwärtigen und künftigen Anforderungen gerecht zu werden, verdanken wir neben der großen Leistungsfähigkeit unserer alten und neuen Munitionsfabriken, in erster Linie den willenskräftigen Eigenschaften und dem vorbildlichen Patriotismus unserer deutschen Arbeiter, die nicht durch Zwangsgesetze zur Erfüllung ihrer vaterländischen Pflicht angehalten zu werden brauchen.

Wer objektiv urtheilt, könnte übrigens darin, daß wir nicht übermäßig mit Munition ausgerüstet waren, einen Beweis dafür sehen, daß Deutschland nicht solche Träume von militärischer Welt-Eroberung hegte, wie sie uns von unseren Feinden nachgesagt werden.

Ich kann Ihnen versichern, daß unser Generalstab niemals irgend welche raubgierigen militärischen Eroberungspläne gehegt hat, von denen unsere Feinde immer schwatzen. Wer mit Ueberlegung und aus solchen Gründen einen so allgemeinen Schrecken, wie den gegenwärtigen Krieg herbeigeführt hätte, der so viel Leid auch für unser eigenes Volk bringt, würde ein wahnsinniges Scheusal sein. Können Sie es wirklich glauben, daß ein Offizier unseres Generalstabes so thöricht hätte sein können, einen Krieg gegen so überlegene Kräfte, wie diejenigen unserer mächtigsten Militär- und Seenachbarn es sind, in frevoler Weise herbeizuwünschen?

Wir haben diesen Krieg auf uns nehmen müssen, um unser Leben zu vertheidigen, dem unsere neidischen Gegner ein Ende machen wollten. Diese ihre löbliche Absicht war uns bekannt und deshalb waren wir zum Kriege bereit. Sie werden begreifen, daß wir dazu bereit sein mußten, schon wegen unserer politisch-geographischen Lage, eingeengt durch einen Kreis mißgünstiger Nachbarn, die alle bis zu den Zähnen bewaffnet waren. Wenn Ihre Vereinigten Staaten ein verhältnißmäßig kleines Land, wie das unsrige wären, und so eng umschlossen wären von drohenden Nachbarn, wie es zunächst Rußland und Frankreich für uns waren, so hätte Ihr Land sich entweder ebenfalls gegen eine unmittelbare Kriegsgefahr bewaffnet, oder es hätte dieselben nationalen Demüthigungen auf sich nehmen müssen, die Korea oder China in neuester Zeit erlitten haben.

Wir kämpfen diesen Krieg als einen Vertheidigungs-Krieg. Es ist wahr, daß wir unsere Vertheidigung von vornherein nicht im eigenen Lande gesucht, sondern den Krieg über unsere Grenzen hinausgetragen haben, indem wir nach der gesunden militärischen Regel handelten, daß die wirksamste Vertheidigung der Angriff ist, und weil es einleuchtender Weise vorzuziehen war, das Kriegstheater soweit als irgend möglich von unserer Heimath zu entfernen. Aber unser Krieg ist nichtsdestoweniger ein Vertheidigungskrieg. Wir kämpfen um unsere Existenz. Wir rücken durch Luxemburg und Belgien aus dem einfachen Grunde vor, weil wir über dieses prädestinirte Kriegstheater lieber selbst nach Frankreich vorgehen wollten, als die Franzosen und die Engländer mit den Belgiern zusammen durch dasselbe Kriegstheater nach Deutschland hinein vorrücken zu sehen. Natürlich hätten unsere Gegner lieber gesehen, daß wir uns die Köpfe an den starken französischen Grenzbefestigungen eingerannt hätten, während sie für ihren Theil ihren langgeplanten Einfall in unser Land durch Belgien gemacht hätten. Aber warum sollten wir uns ihnen darin fügen?

Unser Generalstab hat durchaus überzeugende Gründe, anzunehmen, daß dieses der französisch-englische Plan war.

Was es daher nicht berechtigt, der französisch-englischen Offensive in diesem Landestheil zuvorzukommen? Als der Krieg ausbrach, gaben wir Belgien dieselbe Chance in die Hand, den Schrecken des Krieges zu entrinnen, wie Luxemburg, und boten ihm ebensogut eine Entschädigung an. Wir haben also mit Belgien viel mehr Umstände gemacht, als England in diesem wie in anderen Kriegen mit neutralen Staaten zu machen pflegt. Wir wiederholten unser Angebot Belgien gegenüber nach dem Fall von Lüttich. Die belgische Regierung, irregeführt durch Versprechungen der Beihilfe von England und Frankreich, warf unser Angebot beiseite, ließ nicht nur ihre Armee, sondern leider auch ihr Volk gegen unsere Truppen los, und führte so durch eigene Schuld die militärische Vernichtung herbei, die Belgien schnell niederwarf.

Wenn auch die Belgier bis zum Fall Antwerpens durch die Langsamkeit der versprochenen englisch-französischen Hilfe böse im Stich gelassen worden sind, so soll damit nicht gesagt sein, daß das englische Expeditionskorps nicht sein bestes gethan hätte.

Trotz der schweren Schläge, die die Engländer von uns in ihrer Niederlage bei St. Quentin am 28. und 31. August erhielten und trotz der entmuthigenden Umstände ihres schnellen Rückzuges gegen die Marne, wo sie durch unsere scharfe Verfolgung Tag und Nacht gejagt wurden, bewährten sie doch ihren inneren Halt. Nur dadurch entrannen sie der Vernichtung oder gänzlichen Zerstreuung.

Hier wagte ich einiges Erstaunen auszudrücken über diese freimüthige Anerkennung der englischen Tapferkeit, da ich aus anderen Quellen gehört hatte, daß die deutschen Soldaten im Felde nicht sehr hoch von ihren englischen Gegnern dächten.

„Warum sollten wir unseren Feinden die sehr thatsächliche Eigenschaft der Tapferkeit absprechen?" sagte General von Moltke. „Wir dachten nicht daran, unsere Feinde zu verschimpfen. Sie haben vielleicht bemerkt, daß unser deutsches Volk im Gegensatz zu den Franzosen, Russen und Engländern keinen gemeinen Spitznamen für unsere Feinde hat. Ich muß in der That gestehen, daß wir Offiziere sehr überrascht sind, wie mit unsere Feinde in ihrer Wut gegen uns gehen. Alle Tage sehe ich in den Zeitungen, aus Petersburg, Paris, London, Dinge, die mich in Erstaunen setzen, wegen ihrer kindischen Größe. Ich kann nicht glauben, daß irgend eine deutsche Zeitung sich einen solchen Ton erlauben würde. Wenn irgend eine unserer Zeitungen diese Geschmacklosigkeit beginge, so bin ich sicher, daß ihre eigenen Leser sich gegen sie wenden würden.

Natürlich sieht es einige unserer humoristischen Wochenblätter, in ihren Zeichnungen mit gewissen allbekannten Charakteriseigenschaften der Russen und Engländer ihren Scherz zu treiben, besonders mit den „farbigen Engländern", wie wir die britischen Hilfstruppen nennen. Aber unsere führenden Offiziere haben immer eine hohe Meinung von den wohlbekannten soldatischen Eigenschaften der Engländer, Schotten oder Irländer gehabt.

Ich finde auch, daß es für einen Soldaten anständiger und ehrenvoller ist, die guten Eigenschaften seiner Gegner anzuerkennen, als sie mit Schmutz zu bewerfen, wie unsere Gegner es zu tun lieben. Die Engländer sind immer zähe und tapfere Soldaten gewesen. Diese persönlichen Eigenschaften kommen eben gerade in der Art der Kriegsführung, wie sie sich jetzt herausgebildet hat, zustatten. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob ihre neu gebildeten Armeen imstande sein würden, im freien Felde zu operiren, und ich bin überzeugt, daß sie hier bald unterliegen würden.

Da der englische Kampf in Flandern sich aus einer offenen Feldschlacht in einen stationären Schützengrabenkrieg verwandelt hat, und von dem alten Expeditionskorps nicht viel mehr übrig ist, können wir uns über die operativen Fähigkeiten des gegenwärtigen englischen Feldheeres freilich kein praktisches Urtheil bilden. Das wird erst möglich sein, wenn der Krieg auch wieder in das Stadium der Bewegung tritt.

„Nun möchte ich umgekehrt eine Frage an Sie richten", sagte General von Moltke. „Bitte sehr", antwortete ich. „Was ist Ihre Meinung betreffs der Versenkung der Lusitania und Armenia?" fragte er. — „Welchen speziellen Punkt meinen Sie", erwiderte ich. — „Wenn Sie zu der Zeit, als eins der beiden Schiffe von Amerika abfuhr, gewünscht hätten, nach Europa zu kommen, hätten Sie dann eins der beiden Schiffe benutzt?" „Nein, sicher nicht". — „Sehr richtig" — bemerkte General von Moltke, „ich bin kein Diplomat, aber als Soldat sehe ich nicht ein, warum Kriegszonen nur an Land und nicht auch auf See anerkannt werden. Wenn einige neutrale Nichtkombattanten so verrückt wären, inmitten der militärischen Operationen ein Schlachtfeld zu durchqueren, indem sie auf einem feindlichen Munitionswagen führen, so würden sie sich der Gefahr der Beschießung aussetzen, ganz gleich, welches ihre Nationalität, Alter oder Geschlecht wäre".

Ihre amerikanischen Mitbürger, die zur Ueberfahrt die Lusitania und Armenian wählten, trotz unserer öffentlichen Warnungen, die Kriegszone auf feindlichen Schiffen zu durchfahren, und besonders trotz des Kriegsmaterials an Bord, riskirten einfach den Tod. Wir können ebensowenig unser Beginnen, solche feindlichen Munitionstransporte zur See zu zerstören, aufgeben, wie wir zu Lande darauf verzichten könnten, einen feindlichen Munitionszug, auf dem sich einige unvorsichtige Neutrale befinden, zu vernichten, wenn unsere Kanonen ihn unter Feuer nehmen können.

Wenn die Amerikaner auf ihren eigenen Schiffen fahren, wenn sie dafür sorgen, daß ihre Flagge nicht von einer kriegsführenden Partei mißbraucht wird, dann werden sie vor Angriffen unserer Unterseeboote ebenso sicher sein, wie in ihrem eigenen Lande. Ein amerikanisches Schiff ist amerikanischer Boden auf See, ein englisches Schiff ist englischer Boden, und gegen England führen wir Krieg."

Die Insektenplage an der Dardanellenfront.

Wie Regen, Nebel und Granaten, schreibt ein Sonderberichterstatter des „Daily Telegraph", die in Frankreich kämpfenden Engländer quälen, so sind Sonnenschein und Fliegen an der Dardanellenfront Dinge, die man nicht so leicht vergißt. Seit Monaten schon sendet die Sonne Tag für Tag ihre sengenden Strahlen hernieder. Aber nur selten geschieht es, daß eine Wolke sich zeigt und sich wie ein Vorhang vor den allzu freigebigen Himmelskörper legt. In acht Wochen fiel trotz der tropischen Hitze kein Tropfen Regen. Die meisten würden gern für eine frische Brise an der englischen Küste all den Sonnenschein hingeben. Denn es ist schrecklich warm, vor allem für die Menschen, die von einem anderen Breitengrade kommen.

Aber die größte Plage bilden hier die Fliegen, die einem das Leben zur Hölle machen. Die Zahl dieser schrecklichen Thierchen beträgt sicherlich Millionen. Alle Speisen, die man auf den Tisch setzt, sind schwarz davon. In den Zelten belästigen sie uns mit ihrem Gesumme und zwingen uns, immer wieder auf die Jagd zu gehen. In ganzen Schwärmen sitzen diese Fliegen auf den zwischen den Laufgräben liegenden, noch nicht begrabenen Todten; dem Lebenden machen sie das Leben nur zur Qual und verekeln ihm jeden Bissen, den er zum Munde führt. Weht da wirklich einmal ein kinder Wind, so macht das auf die Insekten wenig Eindruck. Und wenn er stärker weht, dann werden die Fliegen nach dem Meer getrieben und die Flotte bekommt ihren Theil.

Die deutschen Studenten und der Krieg.

In der Akademischen Rundschau veröffentlicht der Heidelberger Dr. Robert Gerwegh einen Aufsatz über die Hochschulen während des Krieges, der ein umfangreiches Zahlenmaterial zusammenstellt und in diesen Zahlen den starken Anteil erkennen läßt, den die deutschen Studenten an dem gegenwärtigen Kriege nehmen. Mit Ausnahme von vier Forstakademien haben sämmtliche deutsche Hochschulen ihren Betrieb aufrechterhalten, aber die Zahlen der immatrikulirten Studenten und besonders der wirklich noch Studirenden weisen außerordentliche Rückgänge auf. In den 22 Universitäten, 11 Technischen Hochschulen, 5 Handelshochschulen, 3 Thierärztlichen und 6 Landwirthschaftlichen Hochschulen und Bergakademien waren im Herbst 1914 64,710 Studenten immatrikulirt, während die 53 deutschen Hochschulen im vorjährigen Sommer 79,077 zählten. Von diesen eingeschriebenen Studenten fanden jedoch unter Waffen 26,000 Universitätsstudenten, 8000 Techniker, 9000 Handelshochschüler und je 300 Thierärzte, Landwirthe und Bergbauschüler. Von den 4000 Studentinnen thaten 600 Krankendienste. Dabei betheiligten sich von 100 Studenten am Kriege in Königsberg 84